

Predigt zum 14. Sonntag nach Trinitatis, 10. September 2023 Erlöserkirchengemeinde Düsseldorf (SELK)

Lukas 17,11-19:

¹¹ Und es begab sich, als Jesus nach Jerusalem wanderte, dass er durch das Gebiet zwischen Samarien und Galiläa zog. ¹² Und als er in ein Dorf kam, begegneten ihm zehn aussätzige Männer; die standen von ferne ¹³ und erhoben ihre Stimme und sprachen: Jesus, lieber Meister, erbarme dich unser! ¹⁴ Und da er sie sah, sprach er zu ihnen: Geht hin und zeigt euch den Priestern! Und es geschah, als sie hingingen, da wurden sie rein. ¹⁵ Einer aber unter ihnen, als er sah, dass er gesund geworden war, kehrte er um und pries Gott mit lauter Stimme ¹⁶ und fiel nieder auf sein Angesicht zu Jesu Füßen und dankte ihm. Und das war ein Samariter. ¹⁷ Jesus aber antwortete und sprach: Sind nicht die zehn rein geworden? Wo sind aber die neun? ¹⁸ Hat sich sonst keiner gefunden, der wieder umkehrte, um Gott die Ehre zu geben, als nur dieser Fremde? ¹⁹ Und er sprach zu ihm: Steh auf, geh hin; dein Glaube hat dir geholfen.

Liebe Gemeinde, beim Abschlussgottesdienst auf dem Weltjugendtag in Köln 2005 klagte der damalige Papst: „Heute gibt es in großen Teilen der Welt eine merkwürdige Gottvergessenheit. Es scheint auch ohne ihn zu gehen. Aber zugleich gibt es auch ein Gefühl der Frustration, der Unzufriedenheit an allem und mit allem: Das kann doch nicht das Leben sein!“

Ich denke, dass da Richtiges beobachtet ist. Zu den Symptomen der modernen Krankheit der Gottvergessenheit gehört außer der Unzufriedenheit und der Frustration auch die Undankbarkeit. Damit verdirbt diese Krankheit uns das gesamte Leben, selbst wenn wir sonst im Grunde alles haben. Denn erfreulich ist das Leben immer nur in dem Maße, wie ich mich vertrauensvoll darauf einlasse. Die Dinge sind ja nie eindeutig gut oder eindeutig schlecht. Sie sind so, wie ich ihnen begegne. Begegne ich den Menschen und Dingen offen und herzlich, im Vertrauen darauf, dass Gott mir durch sie seine Liebe und Fürsorge erweisen will, so werde ich freundliches Entgegenkommen finden. Begegne ich ihnen mit feindseligem Misstrauen, so werden sie mich feindselig anstarren. Die Entscheidung liegt bei mir selbst. Wieviele Menschen finden fast immer einen Grund zum Meckern. Sie stecken bis zum Rand voller Misstrauen und sind dabei in dem hartnäckigen Irrtum befangen, dass ihnen deswegen alles so furchtbar erscheint, weil alles eben so furchtbar ist. Sie wissen nicht, dass ihr vom Misstrauen getrübt Blick die Dinge trübe macht. Wer dem anderen nur Böses unterstellt, muss sich nicht wundern, wenn ihm Böses widerfährt. Vor dem verschlossenen Menschen verschließt sich die Welt, und dem Verbitterten wird alles bitter. So sind Unzufriedenheit und Undankbarkeit Symptome unserer Gottvergessenheit, dieser Krankheit, die unser Leben ruiniert.

Wie aber wird unser Leben heil? Indem wir die Medizin gegen unsere Vergesslichkeit schlucken, die uns Gott im Evangelium des heutigen Tages reicht. Sie erinnert uns daran,

- 1. nach der Bitte den Dank,**
- 2. hinter der Gabe den Geber und**
- 3. über dem Glück das Heil nicht zu vergessen.**

I.

Nach der Bitte den Dank nicht vergessen? Uns fällt es ja oft schon sehr schwer zu bitten, besonders wenn es um so etwas wie Genesung von einer eigentlich unheilbaren Krankheit geht. Aber manchmal bleibt selbst dem, der eigentlich nie jemanden um etwas bitten wollte, nichts anderes übrig, weil er mit seinem Latein absolut am Ende ist. Hier sind es zehn Aussätzige, die Jesus um Hilfe anrufen. Mit dieser Krankheit sind sie hoffnungslose Fälle, denn medizinisch gelten sie als unheilbar, und von seiten der Frommen betrachtet man solche Kranken als Leute, die damit von Gott für besonders schwere Schuld gestraft wurden. So leiden sie nicht nur unter den Schmerzen dieser furchtbaren, ekelerregenden Krankheit. Sie leiden auch unter einer doppelten Isolation: Aus der Familie, dem Freundeskreis und der Dorfgemeinschaft waren sie schon aus Angst vor Ansteckung verbannt, und sogar Gott ist

gegen sie, bescheinigt er ihnen doch in ihrem Schicksal ihre Verworfenheit – ein Leben ohne Freude, ohne Hoffnung und ohne Trost.

Doch da kommt in ihrer Nähe Jesus vorbei. (Er ist gar nicht so weit weg, wie wir in solchen Situationen oft denken, sondern durchaus in Hörweite!) Offenbar haben sie schon von ihm gehört, denn sie erwarten Hilfe von ihm, in ihrer Situation! Heilungen von Aussätzigen kamen Totenaufweckungen gleich, und solche Wunder erwartete man allenfalls für die Zeit, wenn Gott seinen Messias in die Welt senden würde. Ob er dieser Retter sein würde? Doch ihre Situation ist nicht zu theologischen Diskussionen angetan. Nicht der kleinste Hoffnungsschimmer soll ungenutzt bleiben. So rufen sie zu ihm wie wir im Gottesdienst: „*Eleison, erbarme Dich unser*“.

Jesus überhört diesen Notruf nicht. Er lässt die Hilfesuchenden auch nicht erst einmal ein Glaubensexamen ablegen darauf, wie tief denn ihre theologische Erkenntnis und wie fest ihr Gottvertrauen wäre. Er verschließt nicht die Augen vor diesem Elend – das macht er nie! –, sondern schaut hin und hilft. Aber auf welche Weise! Er gebietet ihnen, sich auf den Weg nach Jerusalem zu machen und sich dort den Priestern zu zeigen. Als Gesundheitsbehörde müssen die ihnen nämlich bescheinigen, dass sie geheilt sind. Doch das sind sie ja im Moment noch nicht. Jetzt mutet ihnen Jesus doch zu, sich einfach auf sein Wort zu verlassen, auch wenn der Augenschein nicht dafür spricht. So beginnt sein Glaubenstraining: Hatten sie sich mit einer vielleicht ganz vagen und obskuren Hoffnung an ihn gewendet, dass er ihnen helfen sollte, so sollen sie nun vorankommen zu einer Hoffnung, die sich an sein Wort hält. Und dieses Wort ist allemal ein Wort, das sich bewährt und auf das man sich verlassen kann.

Auch die Zehn hier erfahren das: Während sie noch auf dem Wege sind, tritt bei ihnen allen die Heilung ein. Plötzlich bleibt der erste stehen und schaut ungläubig und sprachlos seine bisherigen Leidensgenossen an: Tatsächlich, der Aussatz ist weg. Ihre Gliedmaßen und ihre Haut sehen wieder vollkommen gesund aus. Gegenseitig staunen sie sich an, und dann brechen sie in Jubel aus und führen regelrechte Freudentänze auf. Doch dann trennen sich ihre Wege: die neun Juden eilen zum Tempel, um dort ihre Verpflichtungen der Gesundheitsbehörde und der Religion gegenüber zu erfüllen, der Samariter aber kehrt zu Jesus zurück und dankt ihm.

Dabei hätten es gerade die Juden wissen müssen, dass sie es bei einer solchen Heilung mit dem Messias zu tun bekommen haben müssen. Immer wieder erfährt es Jesus gerade von denen, die es eigentlich besser wissen müssten als alle anderen, dass sie ihn nicht wahrnehmen oder nicht ernst nehmen. Wie oft ergeht es ihm so auch mit uns. In Notsituationen nehmen wir ihn gerne in Anspruch, doch wenn unsere Bitten erhört sind und es uns wieder besser geht, gehen wir zur Tagesordnung über. Dass wir vergangene Gefahren, Ängste, Traurigkeit und Verzweiflung vergessen können, hat durchaus sein Gutes. Aber es ist nicht gut, dass wir wiedererlangtes Glück hinnehmen, als müßste das so sein. Auch wir sollen nach der Bitte nicht den Dank vergessen. Ich empfehle, diese Medizin jeden Abend vor dem Zubettgehen einzunehmen. Wer so jeden Tag noch einmal durchgeht und Gott dankt für das, was er erfahren hat, der wird bald auch nicht mehr von Unzufriedenheit geplagt werden.

II.

An dieser Stelle müssen wir jedoch ein Missverständnis klären. Danken erscheint oft unter einem moralischen Anspruch. Schon die Kinder sollen lernen, wie denn das „brave Kind“ sagt, wenn es etwas geschenkt bekommen hat. Das wird häufig auch auf das Verhältnis zu Gott übertragen – nicht zuletzt am Beispiel dieser Geschichte. Da wird der Samariter dann zum Vorbild einer guten Erziehung. Doch hier geht es nicht um eine Form der Höflichkeit. Auch den übrigen neun wird man gewiss nicht vorwerfen können, dass sie undankbar gewesen wären. Sie werden ihren Dank sicherlich dadurch bezeugt haben, dass sie die vorgeschriebenen Opfer im Jerusalemer Tempel darbrachten. Aber damit haben sie nach Jesu Urteil offenbar Gott die Ehre versagt, und das ist mehr als die Unterlassung einer kleinen, von der Sitte vorgeschriebenen Höflichkeit. Diese neun Männer mit ihrer Haltung stehen beispielhaft für etwas, was die meisten Menschen auszeichnet: Gottes Gaben nehmen sie

gerne an, aber mit dem Geber haben sie nicht viel im Sinn. Was ihnen fehlt, ist der elementare Gehorsam gegen das erste Gebot, das ja gerade umgekehrt darauf aus ist, dass der Mensch nicht über Gottes Gaben Gott selbst vergisst. Ihr Wesen ist ganz auf das Nehmen und Haben ausgerichtet. Der Kreis von Empfangen, Verwandeln und Austausch ist bei ihnen unterbrochen, er schließt sich nicht. Sie nehmen wohl und halten fest, was sie bekommen, aber sie sind nicht bereit, die Gabe in ein Lob zu verwandeln und sie so zum Geber zurückfließen zu lassen.

Der Samariter hier kehrt nach der erfahrenen Heilung um und sucht Jesus wieder auf (was ihn einige Mühe gekostet haben dürfte). Mit lauter **Stimme** preist er **Gott**, und mit dem Gesicht auf dem Boden, vor Jesu Füßen, dankt er **Jesus**. Damit bezeugt er, dass er seine Gesundheit von ihm empfangen hat – und nicht nur durch seine Vermittlung. Seinen Herrn und Gott hat er in ihm gefunden. Das bringt er deutlich zum Ausdruck.

Eben darum geht es. Wer hinter der Gabe den Geber vergisst, der nutzt nicht nur Gott als seinen Dienstboten aus. Indem er alles so selbstverständlich und wie geschuldet hinnimmt – schließlich wolle Gott doch von uns anerkannt werden –, bringt er sich selber um die Freude, die im Empfang eines Geschenkes liegt. Entscheidend ist also gar nicht so sehr das formelle Dankeschön, sondern in erster Linie der Ausdruck der Freude über das Geschenk. Aus der Nebensache aber wird in unserer Erziehung meist die Hauptsache gemacht. Da dressiert man die Kinder, bis sie die Höflichkeitsformel auf der Stelle und korrekt herausbringen, und meint, das sei Erziehung zur Dankbarkeit. Es ist wohl eher Erziehung zu einer Formalität, die sich je länger je mehr abnutzt, und, nur zu oft, sogar Erziehung zur Unaufrichtigkeit.

Es wäre schlimm, wenn unser Leben als Christen auf das gleiche Ziel aus wäre. Als ob Gott so kleinlich wäre, dass er von seinen Menschen vor allem den Gebrauch der rechten Formel erwartete! Und als ob die korrekte Einhaltung einer so verstandenen Bedanke-dich-Pflicht eine Tugend wäre! Lob und Dank spielen im biblischen Glauben eine ganz große Rolle, aber sie erwachsen nicht aus der Einschärfung eines bestimmten Rituals, sondern aus der unbändigen Daseinsfreude, die hinter der Gabe den Geber nicht vergisst.

III.

Heil wird unser Leben schließlich, indem wir über dem Glück nicht das Heil vergessen. Der Samariter hat sich an Jesus gehängt, und nur ihm wird gesagt: „*Dein Glaube hat dich gerettet*“ (v.19). Er hat Jesu Bemühungen um ihn nicht ins Leere laufen lassen, sondern ist auch von seiner Seite aus eine Beziehung mit ihm eingegangen. Eben das, liebe Gemeinde, ist das Ziel des Glaubenstrainings Jesu.

Gesund geworden sind alle zehn, gerettet aber ist nur einer. Denn wir sollen nicht bloß noch einmal mit heiler Haut davonkommen, sondern unser Leben soll rundherum heil werden. Dazu hat Jesus seinen Weg nach Jerusalem angetreten. Sicher freut er sich auch mit den neun über ihre wiedererlangte Gesundheit, auch wenn er enttäuscht ist, dass sie ihr weiteres Leben nicht im Vertrauen auf ihn führen wollen. Nicht im mindesten käme er jedoch darauf, ihnen wegen ihrer Undankbarkeit ihre Gesundheit wieder zu nehmen. Auch hier legt er vielmehr Gottes Art an den Tag, der seine Sonne scheinen lässt über Böse und Gute und regnen lässt über Gerechte und Ungerechte (Mt. 5,45). Er sorgt gerne für seine Menschen, und wenn wir gesund und glücklich sind, dann dürfen wir das als seine gute Gabe verstehen und unbefangen und fröhlich annehmen.

Aber Gerettetsein ist mehr. Es ist begründet im rechten Verhältnis zu Gott, das weder durch sog. Schicksalsschläge noch durch eigene Schuld infrage gestellt werden kann. Wir gönnen den Geheilten ihre Feier in der Familie, und auch der Samariter wird nach Hause geschickt, ins wiedergeschenkte Leben als Kind Gottes hinein. Aber die neun müssen wissen, dass die Frage ihrer Rettung noch unbereinigt vor ihnen steht. Es scheint alles heil, aber die Frage aller Fragen haben sie übersehen. Wir können ja nicht ohne oder gar gegen den leben, von dem her wir sind und vor dem zu leben unsere Bestimmung ist. Dass unsere Beziehung zu ihm wieder in Ordnung kommt, das macht auch der größte Wohlstand nicht überflüssig. Es nützt wenig, die ganze Welt zu gewinnen, wenn man darüber seine Seele, den Einklang mit sich selbst und den Frieden mit Gott verliert. Damit uns das nicht passiert,

hat Jesus sich auf diesen schweren Weg nach Jerusalem gemacht. Er will, dass unser ganzes Leben heil wird, auch indem wir über dem Glück nicht das Heil vergessen. Amen.

© Gerhard Triebe, Pfr.

Lied: ELKG² Nr. 542,1-7+11 (Sollt ich meinem Gott nicht singen = EG 325)

Bibeltexte: © Lutherbibel, revidiert 2017 | © 2016 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart